



Was tun!

Eine Möglichkeit, Chancen zu nutzen und Utopien umzusetzen, bietet kritischer Journalismus. Wird diese Möglichkeit genutzt?



Caroline Emcke auf dem taz-Kongress: Die 1967 geborene Journalistin wurde mehrmals für ihre Kriegsberichterstattung ausgezeichnet Foto: Petra Griesser

„Es gibt nie nur eine Version“

ETHIK DES JOURNALISMUS Als Kriegs- und Krisenreporterin reist Carolin Emcke durch fremde Länder und hinterfragt dabei auch das eigene Selbstverständnis und ihren Beruf

INTERVIEW JUDITH SCHACHT UND BARBARA BACHMANN

taz: Frau Emcke, Sie berichten seit Jahren aus Kriegs- und Krisengebieten. Sie waren in Afghanistan und Pakistan. Warum sind Geschichten, warum ist Berichterstattung aus Krisengebieten überhaupt so interessant?

Carolin Emcke: Warum sollte mich Bayern mehr interessieren als Afghanistan? Um bei dem Beispiel zu bleiben: Afghanistan interessiert mich persönlich, weil es eines der schönsten Länder ist, die ich kenne, aber auch, weil da Menschen sterben, Soldaten und Zivilisten, weil dort strukturelle Gewalt gegen Frauen oder Homosexuelle immer noch üblich ist, weil wir das Privileg, verschont zu sein von solchen Erfahrungen, hier in Berlin nicht für selbstverständlich nehmen sollten.

Für wen schreiben Sie? Für die Menschen vor Ort? Oder für die in Deutschland?

Das hat sich sehr verändert. Als ich zu schreiben begann, dachte ich an die Öffentlichkeit „zu Hause“. Mittlerweile denke ich auch an die Menschen, über die ich schreibe. Das ist eine deutliche andere Perspektive. Ich male mir aus, ob sie sich darin wiedererkennen könnten, ob es auch ihre Nöte artikuliert. Das hat allerdings auch seine Grenzen. Weil es eben kulturelle Unterschiede gibt, weil es andere Werte gibt, andere Vorstellungen von Intimität, Sexualität, Privatheit und Öffentlichkeit, die ich nicht teilen und deswegen auch in Texten nicht reproduzieren will. Da schreibe ich dann eben doch als eine Autorin aus Berlin für die hiesige Öffentlichkeit. Ich glaube, es ist ein Prozess des dauernden Übersetzens, zwischen Sprachen und Sensibilitäten.

Sie geben Betroffenen eine Stimme. Werden diese Stimmen auch gehört?

Ob es gehört und verstanden wird – das ist dann nicht mehr in meiner Hand. Aber natürlich mache ich mir oft Sorgen, ob die Texte gut genug sind, ob ich mich genug angestrengt habe, ob ich die richtige Form, die richtige Sprache gefunden habe, diese fremden Erfahrungen in eine hiesige Vorstellungswelt zu übersetzen. Denn davon hängt es ja ab das Einfühlungsvermögen, die Empathie, die Anteilnahme – und letztlich auch eine

gelungene Form von Geschichtenerzählen in Zeiten der Globalisierung –, ob die Erzählung verständlich ist, ob die Fremden uns nahe kommen, ohne dass wir sie einfach angleichen oder einmeinden. Ob sie als andersartig, aber gleichwertig erkennbar werden.

Ist denn Journalismus Geschichtenerzählen?

Natürlich. Jeder Text erzählt eine Geschichte: von Menschen, einer Erfahrung, einer Begebenheit, einem Ereignis. Es gibt niemals nur eine Form, einen Text zu schreiben. Niemals nur eine Version einer Begebenheit. Insofern sind es immer Geschichten, die einen Erzähler und einen oder mehrere Perspektiven, Stimmen oder Tonlagen haben, und wir erzählen sie jemandem, manchmal bewusst, manchmal ohne konkrete Vorstellung davon, wer das sein könnte.

„Ich glaube, es ist ein Prozess des dauernden Übersetzens, zwischen Sprachen und Sensibilitäten“

Die Revolution macht mal eine Pause

ONLINE-JOURNALISMUS Digitale Revolution ist heute. Aufbruchsstimmung bei der taz? Fehlanzeige!

VON PASCAL PAUKNER

Geändert hat sich in 30 Jahren taz einiges: Niemand käme mehr auf die Idee, Waffen nach El Salvador zu schicken, Redaktionschluss ist nicht mehr um 13.30 Uhr und die geringe Relevanz von Kommunalwahlen für die „Weltrevolution“ wurde auch erkannt. Letztere wurde erfolgreich zu Grabe getragen und sitzt jetzt – unter anderem – in gepolsterten Sesseln auf Geburtstagsgalas herum. Die Revolution macht mal Pause, könnte man zumindest meinen.

Es manifestiert und beschleunigt sich gegenwärtig ein Prozess, den Dieter Balkhausen einst als „die dritte industrielle Revolution“ bezeichnete: die digitale Revolution. Die bringt neben der Veränderung sämtlicher Lebensbereiche einen Wandel der Medienlandschaft mit sich, dessen Folgen noch in keinsten Weise absehbar sind.

Beschleunigt durch die Wirtschafts- und Finanzkrise mussten US-amerikanische Traditionsblätter wie die *Rocky Mountain News* oder der *Seattle Post-Intelligencer* bereits ganz oder teilweise die Segel streichen. In Deutschland war das zwar bisher – abgesehen von einigen Special-Interest-Blättern – nicht der Fall, rückläufige Auflagen und sinkende Werbeinnahmen sind

aber auch hier seit Jahren harte Realität.

Bei der taz ist die Situation zwar eine andere, loskoppeln von dieser Entwicklung kann sie sich aber auch nicht. Es trifft sie wegen ihres Genossenschaftsmodells jedoch weit weniger als andere Tageszeitungen. Ändern muss sie sich trotzdem.

Gerade der Internetauftritt der taz ist es aber, der den Vordenkern des Netzzeitalters wie dem Berliner Sascha Lobo zu denken gibt: „taz online kann ich nicht lesen“, bekannte er während einer Diskussion zur Zukunft der taz auf dem taz-Kongress. Und es stimmt: Das Non plus ultra ist der Onlineauftritt wirklich nicht. Usability sieht anders aus, Web 2.0 auch. User-Generated-Content beschränkt sich auf Kommentare. Da muss etwas getan werden, und das weiß man in der 5,5 Arbeitsplätze umfassenden Onlineredaktion in der Rudi-Dutschke-Straße auch.

Die stellvertretende Leiterin von taz.de, Meike Laaff, sieht die dringende „Notwendigkeit, sich neuen Gegebenheiten anzupassen“. Vorstellen könne man sich vieles, beispielsweise Podcasts anzubieten. Revolutionär oder utopisch ist das nicht. Selbst kleine Lokalzeitungen bieten das inzwischen an. Die Revolution macht bei der taz Pause – noch.

30 Jahre und kein bisschen radikal. Der Kommentar

In 30 Jahren taz hat sich einiges verändert. Sie sei erwachsen geworden, hört man allerorten. Das stimmt insofern, als dass sie professionell geworden ist und heute von Menschen außerhalb linker Szenen gehört und ernst genommen wird. „Jeden Tag eine radikale Zeitung“ war einmal der Slogan der Zeitung, der heute nicht mehr auf sie zutrifft. Die taz mag links sein, aber radikal ist sie nur noch selten. Dabei sind Radikale nicht per se jene, die Steine schmeißen.

Radikalität bedeutet, alles zu hinterfragen und nichts als gegeben zu akzeptieren – und ist somit unumgänglich, um ernst zu nehmen die Antworten zu finden. Erwachsene werden kann bedeuten, seine Arbeitsweisen zu überdenken. Es muss aber nicht heißen, sich inhaltlichen Debatten zu verschließen, nur weil sie im gesellschaftlichen Mainstream nicht geführt werden. Dort ist die einst radikale Tageszeitung angekommen.

BENJAMIN LAUFER

Treffen der Generationen

DIE TAZ Beim „tu was“-Kongress in Berlin trafen sich taz-GründerInnen und Neulinge. Alle vermissen die alte Tageszeitung. Über die Zeitung von heute gehen die Meinungen allerdings auseinander

VON HANNAH STAUSS, BENJAMIN LAUFER, ALBERT HAHN

Er ist taz-Mann der ersten Stunde: Hans-Christian Ströbele (69) wundert sich, wie das Projekt der taz damals klappen konnte. „Aber es bestand eine Notwendigkeit für eine solche Zeitung“, sagt der heutige Grünen-Politiker – und dass so etwas heute nicht mehr funktionieren würde. Er spricht lieber von der Vergangenheit als von der digitalen Zukunft des Blatts: Wie er mit Freundinnen die Idee zu einer neuen Zeitung hatte und sie sich in seinem Anwaltsbüro, in Kneipen oder sogar in Ställen traf. Seitdem sei die Geschichte der taz eine „Geschichte der Krisen“ gewesen, vor allem ökonomisch gesehen – Ströbele wirkt fast erstarrt, dass er jetzt ihren 30. Geburtstag erlebt. Vieles habe sich

verändert, doch Veränderung war auch lebensnotwendig für die taz. Heute liest er sie wie jede andere Zeitung, und auch er wird von den RedakteurInnen behandelt wie jeder andere auch. „Früher kannte ich neunzig Prozent der Redaktion, heute kenne ich fünf“, sagt er. Veranstaltungen wie der taz-Kongress sind für ihn wie „Klassentreffen“, und vielleicht ist der Politiker hier so etwas wie der ehemalige Klassen-sprecher.

Ich bin nicht so wirklich politisch“, sagt taz-Neuling Franziska Seyboldt (25). Trotzdem wäre sie gerne von Anfang an dabei gewesen – der Aufbruchsstimmung wegen: „Einfach eine Tageszeitung machen zu wollen, obwohl man keine Ahnung davon hat, das finde ich super!“ Seyboldt wünscht sich die alte Tageszeitung trotzdem nicht zu

rück: „Es wird schon seinen Grund haben, warum sich die taz verändert hat.“ Die 25-Jährige arbeitet seit vergangem Jahr in der Onlineredaktion in der Rudi-Dutschke-Straße. Mittlerweile ist sie überzeugt vom Konzept und der einzigartigen Kollegialität. Auch die Freiheit schätzt sie: „Ich finde es super, dass man in der taz einfach schreiben kann, wie man will.“ Ihre älteren KollegInnen seien oft nicht offen für Neues, so ihre einzige Kritik. Sie würden sich zu sehr an alte Zeiten und Formate klammern. „Da sollte sich die taz mehr öffnen“, wünscht sich die Redakteurin.

Michael Sontheimer (54) hat diese alten Zeiten erlebt und die Tageszeitung mit aufgebaut. „Weg damit, wir machen was anderes!“, hätte er gesagt, wenn er die heutige Zeitung damals in die Hände bekommen hätte.

„Die taz ist keine Zeitung mehr, die das System radikal in Frage stellt“, meint der *Spiegel*-Redakteur. Für ihre MacherInnen war die taz kein Arbeitgeber, sondern eine Lebensaufgabe. Es gab anfangs keine offiziellen Hierarchien, keine RessortleiterInnen und erst recht keine ChefredakteurInnen. Hierarchiefrei war sie deswegen trotzdem nicht: „Wer am lautesten schrie, setzte sich durch“, erinnert sich Sontheimer. Idee gut, Umsetzung mangelhaft. Er verließ die taz bereits nach vier Jahren und ging zur *Zeit*. „Mir ging die ganze Selbstverwaltung auf die Nerven“, bemerkt er. Treu ist er der taz heute noch, aktuell als Kurator der Pantherstiftung. „Wenn man der taz nahe steht, kann man sich über jeden zweiten Artikel ärgern“, sagt er. Aber das mit Leidenschaft.



Michael Sontheimer beim taz-Workshop Foto: Monica Araus-Sieber



Mitgründer der taz: Hans-Christian Ströbele Foto: Caterina Werner